

Wie sieht ein Schlachtfeld aus?

Von Gustav Hellström (in „Dagens Nyheter“).

I.

Gegen sechs Uhr morgens zerstreuten sich die Rebellen. Es war Aussicht auf einen warmen Tag.

Ueber uns streicht ein Geschwader von Farmandoppeldeckern hin. Es fliegt in spitzem Winkel, nach Art der Jagdbögel, um sich dann plötzlich in eine Linie auszubreiten. Ueber dem Walde zur Rechten hängt ein Fesselballon wie eine riesige Frankfurter Wurst.

Überall, wo man hinblickt, Soldaten. Sie stehen an den geöffneten Fenstern und schauen mit den Frauen. Sie machen Toilette inmitten der Bauernhöfe, die voller Pferde stehen. Sie waschen ihre Unterwäsche an den Brunnen, halten in der Arbeit inne und starren uns verwundert nach. Wie kommen hier Zivilpersonen her, wo sie doch nie andere zu sehen bekommen, als die wenigen zurückgebliebenen Frauen, Kinder und Greise? Dann aber begreifen sie plötzlich. Sie reihen die Mägen herunter, schwenken sie in der Luft und rufen laut herüber: „Vive la Presse!“

Hier und da Krainkolonnen, mit leeren Wagen, wenn sie gen Süden, mit vollen, wenn sie gen Norden raffen. Dazwischen schießt man des öfteren auf lebende Hindernisse, durch die man sich mühselig Meter für Meter den Weg bahnen muß. Gemeist sind es Ochsenherden.

Da kommt gerade wieder eine etwa dreihundert Köpfe starke Herde angestampft, getrieben von Soldaten in den traditionellen Ochsentreiberhufen, den spitzen Treibersteden in der Hand. Hinter der Kolonne her maniert ihr Befehlshaber, ein Leutnant. Er trägt braune Samthosen, geht auf einen hohen Knotenstod gestützt und sieht im großen ganzen recht melancholisch aus.

Ich glaube den Grund dieser seiner Melancholie zu kennen. In der Tat: wenn er einmal mit heiler Haut aus diesem Kriege heimkehren wird — und er hat augenscheinlich die größten Chancen dazu — was in aller Welt soll er dann dereinst seinen Kindern erzählen, wenn sie ihn neugierig nach Kinderart um seine Heldentaten befragen? Soll er ihnen etwa sagen: „Mes enfants, ich habe den Kanonendonner stets nur von weitem gehört, ich habe nie einen Gewehrshuß abfeuern sehen, ich — und hier wendet er das Gesicht ab) ich war im Weltkrieg — — — Ochsentreiber!“

Dies, denke ich mir, wird es wohl sein, was der melancholische Leutnant überlegt, während er langsamen Schrittes, mit gesenktem Kopf, seiner tragen, halsstarrigen Kolonne folgt.

Wir biegen von der großen Landstraße in einen Waldweg ein. Nach etwa zehn Minuten kommen wir an einen etwas über hundert Meter hohen Hügel und steigen hinan. Oben erwarten uns bereits einige Offiziere, die uns durch Jungwald zu der Nordseite des Hügels führen.

Die Offiziere unterhalten sich miteinander, die aufgeschlagenen Karten vor sich. Sie weisen nach Westen, nach Osten, nach Norden. Wir folgen der Richtung und nicken einander zu: in der Tat, wunderbar schön!

Der Oberst lächelt, ein Lächeln, das aussieht, als solle es den Effekt dessen, was er zu sagen gedenkt, erst eigentlich so recht zum Ausdruck bringen. Eine Weile schweigt er noch. Dann sagt er:

„Meine Herren, es ist nicht so sonderlich schön dort draußen. Es ist das Schlachtfeld.“

Wir starren ihn mit offenem Munde an. Gewiß, wir sind keine Soldaten, sondern Zeitungsmenschen, die von militärischen Dingen schließlich nicht allzuviel verstehen, aber wir vermögen dennoch nicht einzusehen, warum man sich deshalb über uns lustig macht.

„Es ist das Schlachtfeld“, wiederholt der Oberst neben uns.

Wir starren neuerdings hinab, weit in die Landschaft hinaus. Wir setzen das Glas an die Augen und suchen jeden Meter Boden unter uns ab, ohne etwas anderes entdecken zu können als Acker und Wiesen, die Bindungen zweier Flüsse und waldbestandene Höhen.

„Fällt Ihnen gar nichts auf in dieser Landschaft?“ fragt der Oberst, aber nun lächelt er schon nicht mehr. „Gestatten Sie denn, daß ich Sie auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam mache. Gegen Sie das Glas bitte noch einmal an, und versuchen Sie in dieser weiten Landschaft auch nur ein einziges Lebewesen zu finden, mit Ausnahme der Vögel. Vermögen Sie irgendwo einen Menschen, ein Pferd, ja auch nur einen Hund zu entdecken?“

Rein, das vermögen wir allerdings nicht. Die Landschaft ist tot. Sie liegt da, wie ein Stilleben, von der leuchtenden Sommer Sonne beschienen, liegt wie träumend, wie vergaubert, aber nirgends weit und breit zeigt sich ein einziges Lebewesen.

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Aber das will ich ja gerade, will alle diese Schwierigkeiten haben. Ich fühle mich so gesund, so glücklich, so stark! Sechs Monate großer Arbeit stehen mir bevor, aber an einem schönen Werke, das in diesen Länden einige Bedeutung haben wird. Es ist ein köstliches Gefühl um dieses Bauen in so großem Maßstabe, zu sehen, wie aus dem verödeten Walde im Gebirge ein neues organisches Gebilde entsteht, das so ganz anderen Wesens ist. Viel Geheimnisvolles steckt in diesem Wechselspiele der Energien, das alle Philosophie, alles Spekulieren über die geheimsten Zusammenhänge zwischen Natur und Kräften nicht ergründen kann; wie ein schöner Mythos mutet es an, wenn hier nicht etwa das Wasser selbst, sondern höchstens nur sein liebliches Rauschen im zerflühten Gesteine oder der seltsame Gesang seiner lebhafsten, glitzernden Geißler durch die schwarzen, großen Turbinen eingefangen werden soll. Hier wird die Seele der Wogen vom materiellen Wasser getrennt und in lange Adern aus rotem Kupfer gepreßt, den Odem des Lebens summennden Motoren einzufügen, die alle verschiedene Arbeit leisten, aber im letzten Grunde doch nur eines tun, nämlich Silber schaffen, daß sich ein glänzender Strom des Metalls klingend über die Lande ausgießt, ein Spiegelbild, ein Produkt, ein Sprößling des silberklaren Baches im jernen Waldtale.

So bin ich denn zurückgekehrt. Stuart war ganz außer sich vor Freude, als er mich wieder sah. Ich habe ihm also doch ein wenig gefehlt. Sonst hat er ja, wenn ich abwesend war, Ward zum Freunde und Kameraden gehabt, mit dem er ein Wort reden konnte, wenn es ihm allzu einjam ums Herz war. Das war nun nicht mehr möglich. Und ich bin vierzehn Tage im Gebirge gewesen — das warf Stuart mir fast als ein Vergehen an der Bergschafferei vor. All die Wochen, die er im Schlande des Berges schweigend wie ein lebendig Begrabener zugebracht hatte, waren eine Zeit schwerer Krankheit für ihn; nun aber ist er genesen, und das Gefühl der Gesundheit machte den sonst so schweigenden gewöhnlich; ihm war es nun Lebensbedürfnis, einen Vertrauten um sich zu haben. Und er hatte viel zu erzählen. Er hat große Entdeckungen gemacht.

„Sie ahnen wohl kaum, meine Herren.“ sagt der Oberst wieder, „wieviele Truppen dort in der Landschaft unter Ihnen liegen. Es sind 200 000 im ganzen, 100 000 auf jeder Seite.“ Dann beschreibe er uns an Hand der Karte die Stellungen. Hier und um uns herum liegen die französischen Batterien, dort unter den Reihen der Schützengräben. Und dort drüben stehen die deutschen Batterien, und dort beginnen die deutschen Schützengräben. Sie vermischen die Kanonade? Sie sind erstaunt? Dies Schweigen, meine Herren, ist ein reiner Zufall, und würden wir noch eine Weile hier stehen bleiben, so würde das Dullern bald wieder beginnen.

Wir sehen abermals hinab. Wir lassen den Blick weit dahinschweifen über das sonnenglühende, smaragdene Grün, über die sich schlängelnden Wege, über den Wald, über das silberne, gleißende Band der friedlichen Flüsse. — Ein Schlachtfeld. . . . Von allen wunderlichen Dingen, die ich an der Front gesehen habe, erscheint mir dies als das wunderbarste. Ein modernes Schlachtfeld! Zweihunderttausend Mann, die einander wie Panther, sprunghaft, gegenüberliegen! An meinem geistigen Auge ziehen alle Schlachtenbilder vorbei, die ich im Laufe der Zeit gesehen habe, von dem primitivsten Schauerdrud, auf dem vier, fünf Mann einander nach besten Kräften totzuschlagen suchten, bis zu den Schlachtenbildern von 1870/71 und denen vom Balkanrieg, diese auf Effekt angelegten Bilder mit den rasend gerittenen Kavallerieataillen, mit den langen Reihen Gefallener, mit der leidenschaftigen Hölle auf Erden und der Schrapnell- und Granatenhölle in den Wolken. . . .

„Well, Inover . . .“ sagt der amerikanische Senator, der mit uns ist. Und bricht ab.

Ich glaube, er hat sagen wollen, das hätte er nie geglaubt. Keiner von uns hätte es ja geglaubt.

„Einmal aber“, sagt der Oberst, indem er uns den Weg zurückgeleitet, „einmal aber — und es wird vielleicht gar nicht mal so lange dauern — wird diese Landschaft, wird dieses Schlachtfeld aussehen, wie dasjenige, das ich Ihnen jetzt zeigen werde. . . .“

II.

Wir lassen drei unserer Autos hinten warten und rücken so eng wie möglich zusammen.

Nach wenigen Minuten saufen wir auf eine neue Straße hinaus. Alles ringsum liegt tot und verödet. Hier und da auf den Ackerfeldern stehen kleine Holzkreuze auf niedrigen Hügelchen, und auf den Kreuzen hängt eine französische Soldatenlappie, ein Kästchenhelm oder eine Pflanzhaube. Und überall ringsum — Löcher in der Erde, die einem im Durchmesser von kaum einem Meter, die anderen wie tiefe, gähnende Gruben. Das sind die Einschlagstellen der Granaten aller möglichen Kaliber.

Dort oben auf der Höhe stehen die traurigen Ueberreste eines Schlosses, um das erbitterte Kämpfe getobt haben, das vielleicht ein halbes Dutzend mal genommen, verloren und wiederum genommen wurde. Die Mauern sind eingestürzt, der Turm zusammengefallen, das Dach ist verbrannt, und nur einzelne verkohlte Sparren ragen noch schwarz und gespenstisch in die Luft. . . .

Nach einigen Minuten steigen wir aus. Der Oberst bittet uns, in der kleinen Stadt, in die wir kommen werden, nicht mitten auf der Straße, sondern an den Häusern entlang, und nicht in einer Gruppe, sondern in einem Abstand von mehreren Metern zu gehen.

Die „Stadt“ ist ein einziger großer Trimmerhaufen. Zivilpersonen werden immer seltener, wir stoßen nur noch auf drei oder vier. Eine von ihnen, ein alter Mann, hockt auf einer halb geschlossenen Haustreppe und größtenteils irgendein Soldatenlied. Als er unserer Ansicht wird, fährt er empor, grüßt nach militärischer Art und schreit „Vive la Franco!“ . . .

Ist er etwa angegriffen? Und zwar so früh am Tage und unter derartigen Umständen? . . . Rein, erklärt einer der Offiziere, er sei keineswegs angegriffen, und es gebe auch weit und breit im Umkreise seit langem nichts mehr, womit man sich betrinken könne. Der Mann sei wahnsinnig, und er wurde es während der unbeschreiblichen Straßenkämpfe, die durch seine Stadt riefen. . . . Ich schaue mich nach ihm um. Er steht noch immer, die Hand an der Wäge, und starrt uns nach. Ich sehe seinen Körper bebend, seine funkelnden Augen aus den Höhlen drängen, seinen Mund sich zu einem bloßen, breiten Lachen verzerrten. . . .

Wir biegen nach links ab und stehen bald an der Grenze der kleinen Stadt. Wir sind am Ziel: vor uns liegt das Schlachtfeld.

Wie sieht nun dieses Schlachtfeld im Gegensatz zum früheren aus?

Verödung wäre kaum das rechte Wort. Denn weithin über Wiesen und Wald niden Margueriten und Glockenblumen, in den noch stehenden Bäumen nisten und zwitschern die Vögel und prächtige Spechte klopfen emsig herum an den Stämmen. . . .

Als die Gänge im Berg ein wenig freigelegt waren, als viel Schutt und Geröll aus dem Wege geschafft und die Brust des Stollens endlich erreicht war, sah er eine Ader reichhaltigen Silberkieses vor sich. Er brach ein paar wertvolle Stücke heraus: der erste Fund nach all unserem mühseligen Suchen, die erste frohe Ernte einer schweißvollen, tränenreichen Saat, die erste köstliche Trophäe nach einem Kampfe, der so viel Monate, fast anderthalb Jahre gewährt hatte! Dazu war es nicht etwa ein einziges, glückliches Vorkommnis; Stuart hat die gesamte Schichtung unseres Berges peinlichst durchforscht und zwei mächtige Lager entdeckt, die in geringem Abstände voneinander sich fast horizontal durch den Fels hindurchziehen.

„In etwa vierzehn Tagen“, sagte er mir, „sind wir mit dem Aufraumen fertig, und dann können wir den Abbau da beginnen, wo unsere waderen Vorarbeiter ihr Werk im Stiche gelassen haben. Eigentlich müssen wir den Fluten des Berges dankbar sein, daß sie die edlen Caballeros davon abgefangen haben; so fällt uns die Beute und der Siegespreis in h r e s Kampfes zu. Besorge uns nur rasch die Maschinen, Lewis — jedoch davon reden wir später. Nun aber noch das Allerwichtigste. Sieh hier diesen Gang!“

Und Stuart führte mich zum Eingange eines schmalen Pfades.

„Es hat keinen Zweck, ihn tiefer zu verfolgen“, sagte er, „es ist ein wenig beschwerlich, und nur mit großer Mühe gelangte ich etwa hundertfünfzig Meter weit; dann setzte das Geröll allen Anstrengungen ein Ende.“

„Und was hat es mit dem Gange auf sich?“

„Vielleicht kannst Du Dich so weit orientieren, um zu bemerken, daß er fast rechtwinklig zu unserem Stollen in der ersten Sohle verläuft. Auf jeden Fall hat er mit diesen beiden Ergögern nichts zu tun. Daß aber unsere spanischen Vorarbeiter sich nicht ohne Absicht durch die Grauwade so weit durchgebissen haben, das kannst Du Dir selbst sagen!“

„Du weißt, John, ich bin kein Bergmann, also heraus mit der Lösung des Rätsels!“

„In zwei Stunden will ich es Dir offenbaren!“ Wir ließen uns von der Hölle zur ersten Sohle hinaufziehen und wanderten aus dem Berge hinaus. Es war mir eine große Freude zu bemerken, daß alle unsere Maschinen ruhig ihren Gang liefen, ohne daß die Lager zu heiß wurden oder sich sonst ein Schaden zeigte. Während der beiden Wochen, die ich im Hochgebirge zugebracht hatte, lebte ich ihretwegen in ständiger Sorge.

Dann ritten wir beide das Tal nach Süden hinab, er-

Sonst aber — —

Ächtzig von Hundert aller Bäume stehen da ohne Kronen. Ein Sturm von Granaten hat sie hinweggefegt; nun liegen sie in wüstem Birnwart unter zwischen den Stämmen. Es ist wie ein undurchdringliches Dickicht; man denkt an die indischen Dschungel. Und dann die Erde — wo sie überhaupt noch sichtbar ist! Ich denke nicht mehr an die Granattrichter. Sie interessieren hier nicht mehr, es sind ihrer zu viele — so unendlich viele. Rein, nicht die Granattrichter, aber die Gräber. Zwischen den blühenden Sommerblumen — nichts als Gräber — Gräber, Gräber und immer wieder Gräber und zwischen den Gräbern alle nur erdenklichen Ueberreste einer Schlacht, und so weiter und weiter, immer weiter — ohne Ende. . . . Uniformstücke aller Gattungen: selbgraue Waffenröcke und rote Hosen und französische Mägen und Besenden, Strümpfe, Unterhosen, Stiefel, zerplühtete Gewehrholben, Patronenrahmen — alles nur Erdenklische und Unerdenkliche liegt hier in wüsten Haufen, stellenweise in ganzen Hügelchen beisammen. Und auf allen diesen Gegenständen dunkeln braunrote Flecken — —, man braucht wahrlich kein beidseitiger Gerichtschemiker zu sein, um feststellen zu können, von was diese Flecken herrühren. . . . Es ist Blut, Menschenblut. . . .

Wir gehen schweigend durch dieses Chaos, dem Gut in der Hand. Nur die Offiziere sind bedeckt. Aber bei jedem noch so winzigen Hügelchen und Kreuz führen sie ernst und feierlich die Hand an die Kappe; es gibt weder Freund noch Feind unter den Toten. . . .

Die Kerzen trillern, die Spechte klopfen wie toll. . . . Da plötzlich buchen wir Zivilisten uns ganz instinktiv: „Bffffff — bang, bang!“

„Ja, zum Donnerwetter, was ist denn das?!“

Es entfährt uns — nicht etwa wie eine Frage, auf die wir eine Antwort erwarten, sondern etwa wie der gleiche Ausruf einem Panne entfahren könnte, dem man plötzlich seine Fenster Scheiben einschlägt.

„Bffffff — bang, bang!“

Es ist ein Laut, der zu schillern völlig unmöglich ist. Ein Laut, als laufe eine ganz riesenhafte Dampfpeise durch die Luft. Ein Schrei, ein Geheul, das mit einem Krachen und Gepolter abbricht, als würden Tausende von Messingfesseln aus Himmelhöhen auf einen Fliesenboden herabgeschleudert.

„Nun geht es also los“, sagte unser Oberst. „Das war unser Fünfhundertziger. Die Deutschen? O nein, die Klingen ganz anders. Aber die werden Sie auch noch zu hören bekommen. Aber nun wollen wir mal zu den Batterien hinübergehen. . . .“

Artillerie im Pflanzenreich.

Unsere heimische Flora besitzt eine ganze Reihe von Pflanzen, die ihre Samen aus Kapselfrüchten fortzuschleudern vermögen, so z. B. die Kornrade, Rittersporn, Maifschwahn, verschiedene Weidenarten, Lupine, Storchschnabelarten. Jedemal, wenn die Samen ihre Luftreise antreten, entsteht ein knisterndes Geräusch. Die einheimischen Gewächse werden an explosiver Kraft von einigen Ausländern weit übertroffen. Das schwerste Geschütz der Artillerie im Pflanzenreich führt ein Baum in Südamerika, der zu den Balsamholzgewächsen gehört und den Namen Hura crepitans erhalten hat. Beim Austrocknen zerspringen die Früchte mit einem pistolenähnlichen Knall und schleudern die Samen, deren Gewicht durchschnittlich ein Gramm beträgt, bis 15 Meter weit fort.

Dr. O. Damm beschäftigt sich im „Prometheus“ mit diesen interessanten Erscheinungen und erörtert hierbei die Fragen, welche Bedeutung das Fortschleudern der Samen für die Pflanzen hat und wie sich das explosionsähnliche Öffnen der Früchte physikalisch-chemisch erklärt. Es steht das Fortschleudern der Samen im Dienste der Erhaltung der Art und der Verbreitung der Pflanze. Es gelangen nämlich die Samen an Orte, die außerhalb des von der Mutterpflanze eingenommenen Gebietes liegen und werden dadurch über einen möglichst großen Bezirk zerstreut. Ueber das Öffnen der Früchte mit knisterndem Geräusch hat erst die neueste Forschung die erforderliche Aufklärung geben können. Die moderne Botanik verlegt den Sitz der Kräfte, die das Aufspringen der Kapselfrüchte bewirken, in die Membranen der Zellen. Das Öffnen erfolgt immer nur dann, wenn die Zellen abgestorben sind und wenn sämtliches Wasser im Zellinnern und in den Zellwänden verdunstet ist. Deshalb hört man das knisternde Geräusch im Getreidefeld beim Aufspringen der Kornrade und der anderen Unkräuter des Getreides auch nur, wenn die Sonne recht heiß scheint, niemals bei Regenwetter. Bei der Abgabe von Wasser verkleinert sich die Zellmembrane, sie schrumpft. Bei den Pflanzen, bei denen die Schleuderbewegungen durch Schrumpfen der Zell-

klommen durch ein Gewirr zerflühter Felsen langsam den Grat der Berge zur Rechten und gelangten auf dessen anderer Seite durch wildes Steingröll in eine schier unzugängliche, enge Schlucht, die sich erst nach vielen Krümmungen allmählich erweitert und schließlich in das große Tal von Dagaca ausläuft. Da dieses Stücklein Welt, das „Tal des Todes“ genannt, so unwirklich, so weit von unserem Minenhause entfernt ist und nicht als ein bis zum Rande gefülltes Sammelbecken höllischer Sonnengluten bildet, war ich in all der Zeit nur ein einziges Mal auf irgendeinem Streifzug hierher gelangt, und ich fragte mich, wela wunderlicher Gedanke Stuart gerade diesen Weg führte. —

„Du hast Dir wohl vorgenommen, mich hier das Genick brechen zu lassen?“ sagte ich zu ihm, als mein Pferd wieder einmal über einen Steinblock stolperte.

„Du wirst es ja sehen“, antwortete er lakonisch.

Und plötzlich stieg er ab.

„Wir sind am Ziele!“

Zunächst war ich hell verwundert zu hören, dieses Gewirr von abschüssigen, unzugänglichen Felsenwänden könnte überhaupt irgendein Reiseziel sein — aber da sah ich ein paar Balken aus einer kleinen Höhlung hervorlugen; es war der Eingang zu einem Stollen, der Ueberrest eines vor langer Zeit betriebenen Bergbaues.

Wir traten ein; Stuart zog ein paar Kerzen aus der Tasche, die wir anzündeten; er ging voran, um zu führen; augenscheinlich kannte er den Weg. Der Pfad war natürlich zumieft verschüttet, und es machte große Mühe vorzudringen. Aber mutig stiegen wir über das Gestein, klemmten uns zwischen Fugen und Rissen hindurch, krochen manchmal auf Händen und Füßen eine enge Röhre entlang, Stuart voran, während ich die flackernden Dichter halten mußte, die ich dann, wenn er sich wieder aufrichten konnte, ihm reichte, um mir von ihm den Weg erleuchten zu lassen. So ging es weiter, vielleicht zweihundert Meter lang, bis wir nicht mehr vorrücken konnten.

„Es geht noch viel tiefer in den Berg hinein“, sagte Stuart aufatmend. „Du siehst es an dem Windzuge, der die Flammen der Kerzen flackern läßt. Aber bis wir den Weg mit Schaufeln und Karren freigelegt, kann vorläufig nur eine Ratte oder allenfalls ein Dachshund vorwärts — und nun wollen wir umkehren!“

Mir war es schon recht, denn das Wasser des Berges drang mir eisfalt in die Stiefel, und nach dem langen, mühseligen Ritte durch das glühende Tal fröstelte es mich in diesem finsternen Loch.

(Fortf. folgt.)

Wände zustande kommen, spricht man vom Schrumpfungsmechanismus. Einen ganz anders konstruierten Schleuderapparat besitzen aber einige Farnkräuter, z. B. der bekannte Bismarckia unferer Wälder. Es erfolgt hier die Schleuderbewegung bereits, wenn die Fellen noch Wasser in ihrem Innern besitzen, sie kommt durch die Kohäsion bzw. Adhäsion dieses Wassers zustande.

Ein dritter Typus pflanzlicher Schleudervorrichtungen beruht auf dem Druck, den der Zellsaft im Innern lebender Zellen auf die Zellwand ausübt. Bekanntlich stellt der Zellsaft eine wässrige Flüssigkeit dar, in der zahlreiche Stoffe, z. B. Salze, Säuren, Zucker gelöst sind. Befindet sich Wasser in der Umgebung der Zelle, so besteht eine Konzentrationsdifferenz zwischen dem Zellsaft und dem Wasser, und der Zellsaft zieht Wasser an. In dem Maße, in dem sich der Zellsaft vermehrt, wird die Zellwand gedehnt und straff gespannt, so daß sie infolge ihrer Elastizität auf den Zellinhalt zurückdrücken muß. Diese Spannung, die mehr als 20 Atmosphären betragen kann, und die daher der Zelle eine beträchtliche Festigkeit zu verleihen vermag, bezeichnet man als Turgor. Solche Turgor-Schleudermechanismen kommen hauptsächlich bei Pilzen vor. So besitzt der Pilz der Stubenfliegenkrankheit, der im Herbst regelmäßig epidemisch auftritt, für seinen Sporen einen solchen Schleuderapparat. Noch viel energischer wirkend ist die Schleudervorrichtung des Schimmelpilzes. Unter den Blütenpflanzen erweist sich die Sprinkgasse oder Egelgasse eines besonderen Rufes als reichhaltig im Pflanzenreich; auch bei der Sprinkgasse kommt das Fortschleudern der Samen durch Turgor der Zellen zustande. Unter den einkeimblättrigen Blütenpflanzen gibt es zwar keine, die eine so verblüffende Erscheinung beim Ausschleudern der Samen zeigt wie die Sprinkgasse; aber immerhin sind einige Arten mit einem so kräftigen Schleudermechanismus versehen, daß sie im Volksmunde besondere Namen erhalten haben. Die wichtigste davon ist die Balsamine (Impatiens noli tangere), die im Volksmunde „Nährmichnichtan“ oder „Springkraut“ heißt. Die zum Fortschleudern der Samen und Sporen dienenden pflanzlichen Einrichtungen sind überaus mannigfaltig. Die Mannigfaltigkeit bezieht sich auf den Bau sowohl als auf die Funktion. Auf Schritt und Tritt erkennt man, daß der anatomische Bau und die physiologische Leistung in innigem Zusammenhang stehen. Zwischen dem Bau und der Funktion herrscht vollkommene Harmonie; ein schönes Resultat moderner botanischer Forschung.

Bei Berliner Schippern.

Ein Genosse schreibt uns:

Nachdem wir monatelang täglich mit unserer Einberufung gedehnt hatten, kam gegen Ende April die Order, zum Armierungsbataillon Nr. ... einzurücken. Am ersten Tag wurden wir eingeleitet, das heißt, jeder erhielt eine Tuchhose, eine Witwafel, eine Mütze, einen Drillanzug, zwei Paar Stiefeln usw. Ob die Sachen, die jeder gratis, nun wirklich passten, war zunächst gleichgültig. Nach dem Einleiden kamen denn auch die interessantesten Bilder zustande. Dem einen waren die Hosen zu kurz, der andere mußte sie mehrfach umlegen, um sie überhaupt anzuziehen zu können. Es wurde getauscht, produziert usw. Abends ging jeder noch einmal nach Haus, um sich von den Seinen zu verabschieden. Am andern Tage wurde das Einleidegeschäft beendet, und abends ging es fort. Da saßen wir nun in den Eisenbahnhöfen, mehrere tausend Mann, bunt zusammengewürfelt, und wollten an die Grenze. Wohin? Das war die Frage, die die einander Unbekannten und doch bald Vertrauten erörterten. In der Eisenbahn wurden die ersten Freundschaften geknüpft. Ganz ohne Gedankenaustausch, ohne Anlehnung an andere kommt kaum jemand und besonders kaum ein Großstädter aus, der an reges geselliges Leben und Treiben gewöhnt ist. So durchflogen wir einen Ort nach dem andern. Sehr bald stand die Richtung fest. Es ging nach dem Osten. Aber wohin? So, solche Fragen zu stellen und über sie zu debattieren, haben wir jetzt einigermaßen verlernt, denn „erstens kommt es anders und zweitens als man denkt“. Die Verpflegung auf der Fahrt klappte selbstverständlich vorzüglich, ja, mitunter gab es das Gute zuviel. So wurden wir in der ersten Nacht plötzlich aus dem Schlaf geholt — ich glaube es war etwa 2 Uhr — und mußten zum Essen antreten. Das war noch nicht jeder von uns gewohnt: Nachts um 2 Uhr einen Topf Kaffee, eine Stulle Brot und ein Stück Würstchen zu vertragen. Wir sind seitdem manches gewohnt geworden. Als wir die dritte Nacht im Eisenbahnhöfen hinter uns hatten, hieß es: „Aussteigen“. Wir hatten eine kleine Ortschaft in Rußisch-Polen erreicht. Der Bahnhof war teilweise zerstört, aber ein neuer in der Entstehung begriffen. An der Bahnlinie arbeitete eine Eisenbahnkompanie, die sich übrigens in ihrem Quartierzug recht häuslich eingerichtet hatte. Unser Morgenkaffee wurde von den beiden Lokomotiven unserer Züge gebracht. Drei Kompanien unseres Bataillons machten sich nach einigen Vorbereitungen auf den Marsch zu ihren Quartieren. Unsere vierte Kompanie wurde gegen Mittag weiter verladen. Doch auch unsere Fahrt war bald wieder beendet. Wir passierten die großen Bahnhofsanlagen einer wichtigen russischen Grenzstadt. Die vielen zerstörten kleinen Eisenbahnhöfen und eine in Trümmern liegende große Brücke, die über die gesamten Bahnhofsanlagen hinwegführte, viele stillliegende Fabriken und vor allem die an der Bahnlinie bei jeder Ortschaft auftauchenden Kinder, die nach „chleba“ (Brot) fürhten, zeigten uns deutlich die Wirkungen des Krieges. Gegen

abend verließen wir in einem kleinen polnischen Städtchen die Bahn. Auch dieser Bahnhof war zerstört. Dann gab es den ersten Marsch. Neben dem gepackten „Affen“ hatten viele noch Pakete aus der Heimat zu schleppen. Die mehrtägige Bahnfahrt hatte uns auch nicht gerade frischer gemacht. So fiel der dreitägige Marsch bis zum Bestimmungsort den meisten von uns recht schwer.

Der Einzug in die Ortschaft, die uns in den nächsten Wochen beherbergen sollte, gestaltete sich recht eigenartig. Kaum wurden wir von den ersten Ortsbewohnern bemerkt, da strömten schon bald Hunderte von Kindern, Frauen und Männern herbei. Das Bild war typisch für die Gegend Rußisch-Polens. Der größte Teil der Bevölkerung der kleinen Stadt besteht aus Juden, die auf uns in ihrer eigentümlichen Tracht einen sonderbaren Eindruck machten. Die Sauberkeit der Menschen und ihrer Bekleidungen ließ alles zu wünschen übrig, und wir waren froh, daß wir nicht in Einzelquartiere kamen, sondern eine Fabrik als Quartier bezogen, die über Erwarten sauber aussah. Und doch war es ein ungewohntes Schläfen auf den Fußböden der langen Maschinenäle. Stroh kam erst nach einigen Tagen herbei. Wohl alle waren von Haus aus ein bequemerer Nachtlager gewohnt. Auch mit der Verpflegung haperte es in den ersten Tagen sehr. Unsere Verpflegung war das Bauen von Schützengraben unter Anleitung von Pionieren. Zu unseren Arbeitsstellen hatten wir einen größeren Marsch zurückzulegen. Besonders in den ersten Tagen lernten wir sehr hunds-müde heim. Kein Wunder. Wir sind alles Landsturmlente mittlerer Jahrgänge. In unserer Kompanie, die fast nur aus Charlottenburgern besteht, ist der kleinere Teil im Zivilberuf Handwerker und Arbeiter und daher an körperliche Arbeit gewöhnt. Dagegen sind Handlungshelfer, technische Angestellte und sonstige Privatangehörige ziemlich zahlreich vertreten. Dazwischen finden wir eine ganze Anzahl Akademiker, Studenten, Rechtsanwälte, Referendare usw.

Erst sehr allmählich lebten wir uns etwas ein, gewöhnten wir uns an das neuartige Leben, an die neuartige Tätigkeit und Umgebung.

Kleines Feuilleton.

Die Schweiger.

Die „Humanität“ veröffentlicht nachstehende Bemerkungen eines Mobilisierten: „In meinem Depot gibt es „Vorläufer“ (poilus), der Epigone für die Soldaten mit ungepflegten Bärten. Richtige Vorläufer, die „von dort“ zurückkommen und „dorthin“ zurückkehren werden, wenn man es sie heißt. Und ich wüßte kaum auszuweichen, wie sehr sich diese Vorläufer in der Wirklichkeit von denen unterscheiden, die die Artikel der Zeitungen und die illustrierten Blätter uns gezeigt haben. Hervorstechendstes Kennzeichen: sie sind stumm. Man verfolge darunter, daß kein einziger die Gemohnheit hat und auch nur ein Vergnügen darin findet, die Dinge zu erzählen, die er mitgemacht hat. Vielleicht denken sie immerhin daran: Tatsache ist, daß sie nie davon sprechen. Man muß ihnen die Worte aus dem Mund reißen: „Also du warst an der Front? Wie lange? Bist du verwundet worden?“ — Auf diese Frage wird man nicht selten die Antwort bekommen: „Ja, dreimal.“ Und wenn eine solche Antwort in gleichmäßigem, schlüssigem Ton gegeben wird, ist's nicht nur aus Bescheidenheit. Es ist irgend etwas Unertwartetes, Großes, Erhabenes, das die Verwunderung weckt und wofür man eigentlich erst ein neues Wort finden möchte. In der Tat: „Gelbes“, „Rotes“, „Gingabe“ — das sind zu Ende gehende Worte, die ihren Sinn verloren haben — so etwa wie die Ehrenzeichen, mit denen man vor dem Krieg einen solchen Mißbrauch getrieben hat, daß man sich, als der Krieg kam, beinahe schämte, den Soldaten nur diese Dinge anbieten zu können. Und darf man es ausprechen, daß das Wort „Vorse“ unter denen, die von der Front zurückkommen, durchaus nicht populär zu sein scheint. Wenn sie von den Feinden sprechen, sagen sie einfach „sie“. Und es ist recht selten, daß irgendein heftiges oder gehässiges Eigenschaftswort auf sie angewandt wird. Spricht man mit Soldaten, die gekämpft haben, bekommt man den Eindruck, daß der Krieg zugleich über und unter dem ist, was man darüber gesagt hat und jedenfalls sehr verschieden davon. Erst später, sehr viel später, wenn man viel mit ihnen gesprochen haben wird, wird man die Wahrheit über den Krieg wissen. Heute haben wir nur Legenden.“

Luft- oder Sonnenbad!

Wir leben gewissermaßen in einer Zeit der Sonnenanbetung, und es ist eine Art Modetorheit geworden, sich Stundenlang in der Hitze sämören zu lassen, um nachher als Rothaut umherzulaufen. Diese Sonnenkur wird aber von vielen derart übertrieben, daß auf die Dauer ernstliche Erkrankungen nicht ausbleiben. Es ist daher angebracht, auf die Erfahrungen eines dänischen Spezialisten der Sonnen- und Lichttheorie, des Professors S. Bang hinzuweisen, der besonders günstige Erfolge mit Luftbädern erzielt hat. Er geht aus von den Mittelungen eines französischen Arztes, der eine große Anzahl von Patienten, die mit schweren Krankheiten wie Tuberkulose, Gicht und Nierenkrankheiten behaftet waren, durch Sonnenbäder geheilt hat. Der Nutzen des Lichtes, sowohl für Kranke wie für Gesunde, wird von Prof. Bang durchaus nicht bestritten. Aber der dänische Arzt tritt der heute weitverbreiteten Anschauung entgegen,

die predigt, je mehr Sonnenlicht, um so besser. Diese Auffassung könne, so meint Bang, in die Praxis übertragen, von gefährlichen Folgen begleitet sein. Die weiße Masse ist nicht ohne weiteres der Sonnenkur auszuweichen. Nur die Kräfte, deren Pigmentierung braun, rot oder schwarz ist, können ohne Schaden starkem Licht ausgesetzt werden. Es ist daher bei uns die Vorsicht geboten, die der erwählte französische Arzt anwendet, eine Vorsicht, die sehr stark von der Art und Weise der Sonnenkur abhängt, die sich schon gleich in den ersten heißen Tagen Stundenlang ausgedehnt in die Sonne legen. Der französische Gelehrte beginnt damit, den Körper ganz allmählich, und zwar mit fünf Minuten anfangend, der Sonne zugänglich zu machen, zuerst die Hände, dann die Beine, den Rumpf und schließlich Nacken und Kopf. Prof. Bang hat diese Sonnenkur unter Berücksichtigung des schwächeren Sonnenlichtes im Norden mit einigen Abänderungen auch im nördlichen Klima versucht; die Sonnenanbetung hat aber hier nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Nicht jeder Mensch kann die gleiche Lichtmenge vertragen; es ist deshalb richtig, durch vorsichtige Experimente ausfindig zu machen, wieviel Sonne einem jeden am besten bekommt. Empfindliche Großstadtmenschen dürfen keineswegs unmittelbar in der Sonne an einem heißen Strande baden. Dieses heiße Bad bekommt gewöhnlich nicht nur der Haut schadet, sondern wirkt auch schädlich auf das körperliche Allgemeinbefinden. An Brustkranken z. B. ist die Verschlechterung nach solchen Sonnenbädern geradezu typisch. Wenn das Abenteuer einmal ohne größeren Schaden abläuft, so hat der Sonnenwütige mehr Glück als Verstand. Der Sonnenanbeter, der oft schwarz wie ein Reger in die Stadt zurückkehrt, denkt nie daran, daß seine Haut in der dämpften Großstadt zu wenig Licht empfängt; auch hindert die Pigmentschicht, die sich in der Sonnenkur gebildet hat, das Tageslicht in richtiger Weise in die Haut einzudringen. Professor Bang kommt daher zu dem Schluss, daß man das Sonnenbad durch das Lichtbad ersetzen solle. Das habe nicht nur den Vorzug, daß man die Kur überall durchführen könne; die Sonnenanbeter könnten diese Kur auch unbegrenzt lange fortsetzen. „Offene Fenster und jeder viel Luft“, sagt der dänische Arzt, sind die einzigen Bedingungen für ein günstiges Allgemeinbefinden. Leider wird ja unser Körper durch un-zweckmäßige Kleidung in frevelhafter Weise mißhandelt. Durch Luftbäder hingegen würde eine überraschende Regelung der ganzen Funktionen, die die Haut zu erfüllen hat, herbeigeführt. Bang weist voller Stolz auf die samtweiche Haut hin, die seine Patienten nach einer Luftbehandlung im Spätherbst aufweisen. Die Frage, ob Luft- oder Sonnenbad, wird von ihm also zugunsten des ersteren entschieden.

Kraftfutter aus Hausmüll.

Mit der Verwertung des Hausmülls, besonders der Küchenabfälle beschäftigte sich die Deputation der Berliner städtischen Gaswerke. Den Beratungen lagen mehrere Gutachten, u. a. von Professor Dr. A. Frank, Berlin-Charlottenburg, Professor Hansun, Königshagen i. Pr., Geh. Rat Professor Dr. Froich, Direktor der Hygienischen Institute der Tierärztlichen Hochschule, Berlin, und des Geh. Rats Prof. Rubner, Berlin, zugrunde. Es wurden die Fragen erörtert: „Welche Kosten entstehen den Gaswerken, wenn die vorgeschlagenen Anlagen für die Verwertung der Küchenabfälle nicht bewährt?“ und dann: „Welchen Gewinn erzielen die Gaswerke, wenn sich die Anlagen bewähren?“ Beide Fragen wurden zufriedenstellend beantwortet. Es soll nunmehr mit den von der Firma A. Vorfis, Regal, zur Verfügung gestellten Apparaten unter Verwendung der jetzt wertlosen Abfälle aus den Retortenöfen der Gas-anstalt Schmaragdort ein Versuch im großen gemacht werden. Hierzu hat die Wirtschaftsgenossenschaft Berliner Grundbesitzer e. B. m. b. H. während der Kriegszeit 30 000 Kilogramm Küchenabfälle täglich unentgeltlich zur Verfügung gestellt und sich bereit erklärt, nach dem Kriege auf die Dauer von zehn Jahren einen Vertrag abzuschließen.

Notizen.

— Theaterchronik. Oberregisseur Edmund Binder hat für die Zeit vom 14. August bis 13. September 1915 das Theater des Weizens gepachtet und gedenkt darin Dolar Redb als neuestes Werk, das Märchenpiel „Anderjen“ zur Aufführung zu bringen.

— Labezüge. Das Generalinspektorat der freiwilligen Sanitätspflege hat, wie die österreichische Wochenschrift für den öffentlichen Gesundheitsdienst“ mitteilt, für die Sdbsttreitkräfte außer Vabes- und Desinfektionszügen auch drei Labetrains, zwei Trinkwasserdestillatoren und zwei Eiszerzeugungsmaschinen herstellen lassen. Labezüge bestehen aus je drei Wagen. Im Küchenwagen stehen große Wasserbehälter, die 1600 Liter fassen. Niefenstessel für Tee und Kaffee. Der zweite Wagen enthält in einer Hälfte die Schlafräume des Personals, in der anderen die Labemittel. Der dritte Wagen dient schließlich als Depot für Verbandzeug. Die Trinkwasserdestillatoren gleichen äußerlich Lokomotiven. Der Destillator kann zu irgend einem Tümpel fahren und mit der Saugpumpe das Wasser ansiehen. Durch Kohlenheizung wird dieses Wasser auf 107 Grad erwärmt, ohne zum Verdampfen gebracht zu werden. Das Wasser wird so längere Zeit hindurch sterilisiert, und dann durch eine Kühlvorrichtung in die bereit gestellten Behälter gebracht.

Theater für Mittwoch, den 7. Juli.
Deutsches Künstler-Theater.
8 1/2 Uhr: Die Schöne vom Strand.
Deutsches Opernhaus Charlottbg.
8 Uhr: Figaros Hochzeit.
Friedrich-Wilhelm städt. Theater.
8 1/2 Uhr: O, diese Leutnants.
Kleines Theater.
8 1/2 Uhr: Ein kostbares Leben.
Lessing-Theater.
8 1/2 Uhr: Seine einzige Frau.
Lustspielhaus.
8 1/2 Uhr: Herrschalt. Diener gesucht.

Schiller-Th. Charlottenbg.
8 Uhr: Alt-Heidelberg.
Thalia-Theater.
8 Uhr: Klein Eva.
Gastspiel der Königl. Hofschau-spielerin Lotte Klein.
Theater am Nollendorfpf.
8 1/2 Uhr: Immer feste druff!
Trianon-Theater.
8 1/2 Uhr: Die Heiratschule
Volksbühne. Theater am Bülowplatz
8 1/2 Uhr: Pension Schölller.

URANIA
Taubenstraße 48/49.
4 Uhr (halbe Preise):
Flandern und der Krieg.
8 Uhr: Bürgerkäm Edith zu Dohna Schlodden:
Ereignisse einer deutschen Schwester im Kriegsgebiete der Türkei.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sänger.
Zum 155. Male:
Im Schützen-graben.
Wöchentliches Zeitbild von Meyfel.
Anfang 7 1/2 Uhr.

Rose-Theater.
8 1/2 Uhr: Die Fliegerbraut.
Gartenbühne: 8 Uhr: Lieb Vaterland.
Walhalla-Theater.
Heute geschlossen.
Gartenbühne: Apollo-Sänger.

Palast
Tägl. 8 Uhr. Sonntags 3 1/2 u. 8 Uhr!
Das neue Juli-Variété-Programm!
Wieder eine Steigerung gegen den vorig. Monat.
Das lenkbare Luftschiff im Zuschauerraum!
Der Menschenaffe „Urian“ als Universal-Künstler.
Robert Steidl mit seinen neuen ?Pain? — „Charlotte“ — „Negro Arras-Trio“ — 2 Rogges usw.

WINTER GARTEN
Guido Thielscher
„Venus im Grünen“.
Operette in 1 Akt v. Rud. Lothar. Musik von Oskar Straus.
Mitwirkende:
Eise Berna Lotte Werkmeister Thalia-Theater, Berlin
Karl Bachmann Julius Spielmann sowie der glänzende Juli-Spielplan.

Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58.
Täglich:
„Tausend und eine Nacht.“
Vollständ. mit Gesang in 3 Aufzügen.
Erstklassiges Variété
Kasseneröffnung 10 Uhr. Anf. 4 Uhr.

Spezialarzt
Dr. med. Wockenfuß,
Friedrichstr. 125 (Oranienb. Tor), für Syphilis, Harn- u. Frauenleiden — Ehrlich-Hata-Kur (Dauer 12 Tage), Blutuntersuchung. Schnelle, sichere schmerzlose Heilung ohne Berufs-störung. Teilzahlung.
Sprechstunden: 12-2 und 6-8.

50:120 = 0,41666666
das bedeutet, daß eine Tasse „Kriegs-Kornfrank“ nicht einmal einen halben Pfennig kostet; ein Paket für 50 Pfennig gibt nämlich ungefähr 120 Tassen. „Kriegs-Kornfrank“ ist eine Mischung von sorgfältig ausgewählten gemahlenden Rohstoffen. „Kriegs-Kornfrank“ schmeckt vorzüglich, er ist anregend und kömmlich und hat eine sehr schöne kaffeebraune Farbe. Ein Kaffeegetränk mit solchen Vorzügen macht den Hausfrauen das Sparen leicht.

H. & P. Uder, Berlin SO. 16. Engel-Ufer 5.
Haupt-Niederlage der k. k. österr. Tabak-Regie.
Zigarren — Zigaretten — Rauchtabelle.
Nur für Wiederverkäufer zu Originalpreisen. Alleinverkauf der Fabrikate der Firma
F. J. Burrus St. Kreuz
Größte deutsche Rauchtabellefabrikation.
Jahresproduktion über 5 000 000 Pfd. Rauchtabelle
Zigaretten-Spezialität: L'Algerienne.

Ziehung 14. und 15. Juli
Rote + Geld-Lotterie
3667 garantierte Gewinne W. 200. Mark
Hauptgewinn
100 000
50 000
Lose zu M. 3. Porto und Liste 30 Pf. extra empfohlen und versendet
Carl Heintze, Berlin W. Unter den Linden 3.

Aroma-Essenzen
für Speise-Eis-Händler u. Fabrikanten
Otto Reichel
Haben Sie Stoff?
Ich fertige davon Anzahl von Paletot nach Maß, schnell, anerk. Zuleten von 25 Mark an. Moritz Laband, Neue Promenade 8, II. (Städt. Börs.)
In Freien Stunden
Die Wochenchrift für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.